

(Nachdruck verboten.)

11) Unter Wolken.

Roman von Kurt Uram.

Wieder that sich die Thür auf, und herein schritt der Chemiker Weber. Wie jeden Abend lachte er zuerst laut und umständlich, als er all den Rotwein mit Selter sah. Er war riesengroß und sehr dick. Die erste Frage an jeden Fremden, der in den Klub eingeführt wurde, lautete, indem er sich möglichst dicht und möglichst sich aufblasend vor dem Herrn hinstellte: „Raten Sie mal, was ich wiege?“ Diese Frage brachte den Gast natürlich in Verlegenheit, da er nicht recht wußte, ob Herr Weber stolz auf seine Dicke war oder nicht. Er schwieg deshalb und lächelte nur ein wenig, was nichts schaden konnte.

„Hundertfiebzehn Kilo Lebendgewicht!“ rief Herr Weber dann und lachte bröhnend, indem er auf seinen Bauch klopfte. „Der is schuld, das Luderchen, diese Botanisiertrommel hat's in sich, ha-ha-ha!“

Als es neun Uhr war, bestellte Amtsrichter Blau den zweiten Krug und zündete sich die erste Cigarre an, dem zum zweiten und dritten Krug rauchte er je eine Cigarre aus einer großen Meerschaumpfeife, die sein stiller Stolz war.

Als der zweite Krug vor ihm stand, er mit dem Taschentuch die Stelle, an der er zu trinken beschloß, ein wenig abgewischt, auf den Schaum geblasen, um festzustellen, ob auch richtig eingeschenkt war, dann den Krug an die Lippen gesetzt, langsam einen Schluck getrunken, den Krug wieder vorsichtig abgesetzt und den Deckel ein wenig zurecht gerückt, weil der schon alt war und so ohne weiteres den Inhalt nicht mehr luftdicht verschloß, als er sich dann geräuspert hatte, sprach er langsam, laut und deutlich folgendermaßen: „Meine Herren, da der Winter vor der Thür steht“ — der Chemiker seufzte schwer, denn nun wußte er schon, was kommen würde — „da der Winter vor der Thür steht“, wiederholte Blau noch einmal nachdrücklich, „so ist es an der Zeit und deshalb angemessen, daß wir wie in jedem Jahr so auch in diesem Jahr uns schlüssig werden, welche drei Herrn wir auffordern sollen, uns die Ehre zu geben, uns in dem Winter dieses Jahres die drei wissenschaftlichen Vorträge zu halten, die statutenmäßig in jedem Winter jeden Jahres in unserm Klub gehalten zu werden pflegen.“

„Ist's denn schon wieder so weit?!“ rief Otto ärgerlich. „Wär's denn nicht genug, wenn wir uns alle zwei oder drei Jahre die drei Löffel Bildung verabreichen?“ stöhnte der mäßige Chemiker.

„Aber meine Herren, meine Herren,“ rief Schuldirektor Walter und machte seine enthusiastischsten Augen. Er wollte anspringen, weil er dann besser reden konnte, aber der Chemiker erwischte ihn noch rechtzeitig und hielt ihn auf dem Stuhl fest, so daß der erhobene Zeigefinger wieder saul. „Sitzen bleiben! Sonst werd ich verrückt,“ schrie der Chemiker dem Schuldirektor wütend zu.

Die zwei Gesundheitsflecken auf den Wadenknochen des Herrn Blau wurden um einen Grad röter, als er wieder anhob: „Ich bemerkte schon zuvor, daß diese drei Vorträge in jedem Winter jeden Jahres statutenmäßig festgelegt sind, also nicht wohl eine Aenderung für diesen Winter sich empfehlen dürfte.“

„Dann los in Teufels Namen!“ tobte der Chemiker, als wenn er die Hauptperson wäre.

„Ich halte es im Interesse der Gesamtbevölkerung für sehr instruktiv und daher möglich, und deshalb erlaube ich mir, es in Vorschlag zu bringen, daß einer der drei Vorträge im Winter dieses Jahres über das neue Bürgerliche Gesetzbuch gehalten wird.“

„Am Himmelswillen! Auch das noch!“ rief Weber.

Amtsrichter Roth und Schuldirektor Walter waren dafür, Otto war es egal, und dem Oberförster, der auch inzwischen erschienen war, ein Mann in weißem Haar und Bart mit einem frischen Jungengesicht, ebenfalls.

Weber machte noch einen letzten Rettungsversuch. „Der Vorstand ist nicht vollzählig.“

„Statutengemäß ist nur Stimmenmehrheit erforderlich,“ sagte Blau, „um einen Vorschlag zum Beschluß zu erheben.“

„Wo steckt denn der Apotheker?“ rief der Chemiker, weil er von diesem Vorstandsmitglied immer noch Hilfe erwartete, Er schellte. Sofort erschien Jean. „Wo bleibt denn heute abend der Apotheker?“ Jean grinste über das ganze Gesicht und sagte: „Der Herr Apotheker ist vorhin um sechs Uhr Vater geworden.“

„Was!“ rief der Chemiker, nun erst recht außer sich, „und das sagen Sie jetzt erst, Sie Vangoßr? Was ist's denn, ein Mädchen oder ein Junge?“

„Diesmal endlich ein Junge,“ grinste Jean noch vergnügter.

„Hurra!“ lärmte Weber, „da muß er endlich die zehn Flaschen Sekt zum besten geben. Schicken Sie gleich hinüber. Ken schönen Gruß vom Klub, er ließe gratulieren, und der Herr Apotheker solle kommen von wegen des Sekts.“ Jean ging.

Als der Apotheker vor sechs Jahren geheiratet, hatte er sich verpflichtet, drei Flaschen Sekt zu zahlen, wenn das erste Kind ein Knabe würde. Es war aber ein Mädchen geworden.

Als die Frau in Jahresfrist wieder soweit war, waren es bereits fünf Flaschen Sekt. Wieder ein Mädchen. Nun wurde die Sache stadtbekannt. Alle Welt war gespannt, wie das weiter ginge. In der „Erholung“, der zweiten Garnitur, fing man an zu wetten. Selten war eine Frau aufmerkamer betrachtet worden, als seitdem die Frau Apotheker. Als es wieder so weit war, lebte die ganze Stadt in einer gelinden Erregung. Mit großem Eifer brachte man in Erfahrung, wie lange es noch dauern würde. Es waren sieben Flaschen Sekt geworden, — und wieder ein Mädchen. Das war doch toll! Am meisten amüsierte sich aber entschieden die Frau Apotheker und kam sich sehr wichtig und interessant vor. Es kam das vierte Mädchen, und es standen acht Flaschen Sekt. Jetzt galt es zehn Flaschen, und endlich war der Junge da.

„Wir werden also für den ersten Vortrag einen hervorragenden Juristen zu gewinnen suchen,“ fing Blau wieder an.

Nun nahm Roth das Wort und meinte, man könne auch mal einen Vortrag über moderne Litteratur halten lassen, Hauptmann, Sudermann und so.

Alles war entsetzt. „Was?“ rief der Schuldirektor und riß sich energisch vom Chemiker los. „Was?!“ der Zeigefinger drohte nach allen Seiten, „bedenken Sie doch, in diese Vorträge gehen unsre Frauen und unsre unschuldigen Mädchen!“ Es kam ihm selten vor, aber diesmal konnte er vor Entsetzen wirklich nicht weiter sprechen.

Alle waren dagegen. Solche Unsittlichkeiten könne man der Bevölkerung unmöglich zumuten. Nur Amtsrichter Roth blieb hartnäckig. Einmal, weil er es vorge schlagen hatte, und dann, weil er sich von solchem Vortrag ein wenig Pikanterie versprach.

Die andren einigten sich für den zweiten Vortrag auf das Thema: Die deutsche Balladendichtung im allgemeinen und Schillers Glocke im besonderen.

Der Schuldirektor hatte es zuerst vorgeschlagen.

Jean kam wieder. „Einen schönen Gruß vom Herrn Apotheker, und in einer halben Stunde stände er zur Verfügung.“

Es war inzwischen halb zehn geworden. Der Amtsrichter Blau bekam seinen dritten Krug Bier und steckte die zweite Cigarre in die Meerschaumpfeife.

Ueber den dritten Vortrag konnte man sich absolut nicht einigen. Der Schuldirektor war für die sociale Frage. Aber das erschien den andern als ein gar zu heikles Thema. Amtsrichter Roth schlug die Frauenfrage vor. Man fand, das interessiere hier nicht im geringsten, hier gäbe es das überhaupt nicht, Gott sei Dank! Blau war für einen Vortrag über Darlehnskassen oder dergleichen. Das wollten die andern aber ganz entschieden nicht. So verschob man denn die Diskussion darüber auf ein andermal. Alle waren sehr erleichtert, daß man so weit war und wieder ein vernünftiges Wort reden konnte. Blau freute sich auch, daß er wieder schweigen durfte. Er mußte jedes Jahr die Sache aufs Tapet bringen. Nun war sie wieder einmal so gut wie erledigt.

Als der Klub vor zweiundzwanzig Jahren gegründet

worden, wurden viele begeisterte Reden gehalten, wie er auf die Hebung der Allgemeinbildung einzuwirken gedanke. Im „Tagblatt“ erschien eine Artikelserie über die Geselligkeit, die mit den Assyrern und Ägyptern anhub und über die alten Deutschen, England, Frankreich zu den neuen Deutschen hinführte. Der Schlusssatz handelte von der Geselligkeit und ihrer edlen, erzieherischen Bedeutung für die Gegenwart. Im ersten Jahr der neuen Gründung war nichts davon zu merken, gar nichts. Es wurde nur noch mehr getrunken als bisher. Im zweiten Jahr begann das Kluggewissen allmählich zu schlagen, und es wurde beschlossen, jeden Winter sechs Vorträge halten zu lassen, um so „dem Ideal Genüge zu thun“. Es wurden auch wirklich die nächstfolgenden Jahre immer sechs Vorträge gehalten. Für das Rednerpult hatten die Jungfrauen der Stadt eine wundervolle Decke gestickt, darauf in schwefelgelben Buchstaben auf purpurrotem Grund zu lesen war:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden; als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

Links unten stand in Vila: Friedrich von Schiller. Rechts in derselben Farbe: 1759—1805.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Geschäfts- und Gerichtsurkunden aus Assur und Babel.

Es ist eine Frage, die wohl einmal aufgeworfen und einen Augenblick erörtert werden darf, wieviel von den ungeheuren und sich noch ständig steigenden Massen schriftlich niedergelegter Erzeugnisse geistiger Arbeit in einer fernem Zukunft, sagen wir mal, nach zwei oder drei Jahrtausenden noch vorhanden sein wird. Man geht sicher nicht fehl, wenn man annimmt, nur ein geringer Bruchteil. Die billigen Papiersorten, die heute allgemein zur Verwendung gelangen, sind zerföhrbaren Einflüssen in solchem Maße unterworfen, daß man ruhig behaupten darf: nach Ablauf eines Zeitraums, wie er eben angenommen wurde, ist alles, was heute geschrieben und gedruckt wird, spurlos verschwunden, soweit es nicht immer wieder abgedruckt oder anderweitig vervielfältigt worden ist, und zwar das, von andren Möglichkeiten der Vernichtung ganz abgesehen, allein durch den natürlichen Zerfall, dem der heute zum Beschreiben oder Bedrucken benutzte Stoff unterliegt. Bei der heutigen Papiererzeugung ist eben die Rücksicht auf eine möglichst ewige Haltbarkeit des Fabrikats überhaupt kein Gesichtspunkt, der eine Rolle spielt. Das war nun in früheren Zeitaltern ganz anders. Schon der Namensvater unseres Papiers, der Papyrus, dessen sich die Ägypter und die klassischen Völker zur dauernden Niederschrift bedienten, war von ganz respektablem Haltbarkeit. Wenn trotzdem von den klassischen Litteraturen nur so wenig erhalten geblieben ist, so hatte das andre Gründe; und aus Ägypten haben wir Handschriften, die auf ein Alter von drei, ja vier Jahrtausenden Anspruch erheben dürften. Eines noch viel unzerföhrbaren Materials aber bedienten sich die alten Kulturvölker von Mesopotamien, die Babylonier und Assyrer. Da nahm man ein Täfelchen weichen Thons, grub darauf mit dem dreikantigen Griffel die Keilschriftzeichen ein, denen der des Lesens kundige den beabsichtigten Sinn entnehmen konnte, und brante dann das so beschriebene Täfelchen wie einen Ziegelstein: so hatte man denn, falls das Täfelchen nicht mutwillig oder zufällig zertrümmert wurde, gleich schier für die Ewigkeit geschrieben, mochte der Inhalt sein, welcher er wollte. Dieser Beschaffenheit des Schreibmaterials verdanken wir die außerordentliche Mannigfaltigkeit des Inhalts der uns von den Zivilisationen Mesopotamiens überkommenen keilschriftlichen Hinterlassenschaft. Geschäftspapiere und Rechnliches pflegt man heute nach einem gewissen Zeitraum einzustampfen. Die wertvollen Papyri des Altertums wurden, wenn das darauf Geschriebene sein Interesse verloren hatte, abgekrakt, um das neuem verwandt zu werden. Das einmal gebrannte Keilschrifttäfelchen aber war keiner erneuten Verwendung fähig, und so liegt es liegen. Diesem Umstand also, vereint mit der Unverwundlichkeit des Materials, ist es zuzuschreiben, daß uns aus dem Kulturleben der Völker am Euphrat und Tigris Texte hinterblieben sind, wie wir sie wenigstens von den klassischen Völkern nicht haben, und wie sie ein Geschichtsschreiber des Jahres 4000 von unsrer Zeit zweifellos auch nicht haben wird. In den Ruinenstätten Mesopotamiens haben sich nicht nur Inschriften geschichtlichen Inhalts gefunden, nicht nur Gedichte, religiöse Hymnen, mathematische Berechnungen, geographische Verzeichnisse, grammatische Auseinandersetzungen und was sonst, sondern auch — und zwar schon jetzt zurückgehend bis ins dritte vorchristliche Jahrtausend — Keilschrifttäfelchen in großer Menge, die uns über das gesamte wirtschaftliche und sociale Leben der Semiten des Zweistromlandes die genauesten Aufschlüsse geben. Gewöhnlich unter der Bezeichnung Kontrakttafeln zusammengefaßt, handeln sie von den verschiedensten Gegenständen geschäftlicher und civilgerichtlicher Verhandlungen und Entscheidungen. Wenn dies reiche Material erst wissenschaftlich

vollständig ausgenutzt und außerdem noch aus den unerforschlichen Fundgruben Vorderasiens erweitert sein wird, dann ist für Assur und Babel eine Kulturgeschichte möglich, wie bei keinem andren Volke des Altertums gleich eindringend und zuverlässig. Schon jetzt aber lassen sich aus dem genügend durchforschten Material interessante Einblicke in das Gesellschaftsleben Mesopotamiens gewinnen.

Bei einem großen Teile der Kontrakttafeln mutet der Inhalt dem Leser von heutzutage keineswegs so fremdartig an, wie man am Ende glauben möchte. Es gab eben im alten Babylonien schon eine viel entwickeltere Geldwirtschaft, als man früher annahm, und darum stoßen wir in den fraglichen Texten häufig auf Verhältnisse, die den unsrigen im wesentlichen analog sind. Viele Täfelchen enthalten Bemerkungen über Kapital, das gegen Zinsen ausgeliehen wird. Da ist z. B. ein Kontrakt aus dem Jahre 667 v. Chr.: Vier Minen Silber (720 M.), nach dem Münzfuß von Karleisch, leiht Meriglistar dem Nabusumiddin, dem Sohne des Kronbewahrs Raburrahimbabadi, aus Dur-Sargon, gegen fünf Scheitel Silber (15 M.) monatlicher Zinsen.

26. Jijar des nach Gabbaru genannten Jahres. Zeugen: Nabupaliddin, Nabnatib, Statthalter. Achiramu, desgleichen. Asuradanisari, desgleichen. Diri, Astronom. Samasfigur . . . Sinmatilak, Gerichtsvollzieher. Merodach . . . Astronom. Daran ist nun eigentlich nach unsren Begriffen nichts auffällig, als der niedliche Zinsfuß von 25 Prozent. Eine Abmachung, die datiert ist: „Babylon, 4. Tag des Monats Ab, 2. Jahr des Evil-Merodach, Königs von Babylon“ (560 v. Chr.) und die Namen von vier Zeugen trägt, besagt, daß Nabinachi dem Schafilkeri vier Minen Silber (720 Mark) dargeliehen hat unter der Bedingung, daß dieser ihm erlaubt, sein Haus ohne Zahlung von Miete drei Jahre lang zu bewohnen, wogegen Schafilkeri keine Zinsen für die geliehenen 4 Minen zu zahlen braucht. Nach Ablauf der drei Jahre soll dann Nabinachi dem Schafilkeri das Haus, an dem er übrigens bestimmte Reparaturen anzubringen durch den Kontrakt verpflichtet ist, dieser jenem die vier Minen zurückgeben. Eine besonders hervorragende Willa wird das ja wohl nicht gewesen sein, deren jährliche Miete den Zinsen eines Kapitals von 720 M. gleichkommt. Aber die Miet- und Kaufpreise von Häusern sind im alten Babylon und Ninive überhaupt sehr niedrig, wie zahlreiche darauf bezügliche Kontrakte ergeben; wobei man freilich nicht vergessen darf, daß trotz der formellen Gleichstellung von 1 Mine Silber mit 180 M. die Kaufkraft der Mine eine viel höhere war. Hier folge eine „Verkaufsurkunde. Nägelzeichen von Sarludaru, Nägelzeichen von Achassuru, Nägelzeichen von Frau Amat-Sula, der Gemahlin des Hauptmanns Bedur, sämtlich Eigentümern des Verkaufsobjekts. Verkauft wird ein Haus in gutem Zustande mit allem Zubehör, gelegen in der Stadt Ninive, anstehend an das Haus des Ramukische, das Haus des Elitija und den Marktplatz. Dasselbe kauft Herr Einnehmer Silasur aus Ägypten für eine Königsmine Silber (180 M.) von Sarludaru, von Achassuru und von Frau Amat-Sula, der Gattin des obengenannten Ehemanns. Der Preis ist endgültig festgestellt und das Haus bar bezahlt. Zurücknahme oder Annullierung dieses Kontrakts ist unstatthaft. Wer von den Verkäufern je in Zukunft bei mir (dem Richter) die Gültigkeit des mit Silasur geschlossenen Kontrakts bestritten sollte, muß zehn Minen Silber (1800 M.) erlegen. Verhandelt in Gegenwart von: Susana, königlichem Offizier. Harmaza, Hauptmann. Raqu, Schiffskapitän. Nabudurusur, Einnehmer. Harmaza, Schiffskapitän. Sinsarusur. Jidla. Den 26. Sivan, Jahr des Pazai, Statthalters von Arpad (692 v. Chr.). Aufgenommen vor: Samas-jumache. Litturu. Nabusumajur.“ Erklärung erheischen in diesem Dokument die merkwürdigen „Nägelzeichen“ zu Eingang. Da die babylonische Keilschrift einige achthundert verschiedene Zeichen zählte, so war das Lesen und Schreiben eine keineswegs leichte und daher auch nicht sehr verbreitete Sache. Wer nun nicht schreiben konnte, der drückte an Stelle der Unterschrift den Nagel seines Daumens in den weichen Thon ab: etwa wie heutzutage bei des Schreibens Unkundigen ein Kreuz die Stelle der Unterschrift vertritt.

Wie hoch geldwirtschaftlich die Entwicklung in Mesopotamien gediehen war, erhellt zur Genüge daraus, daß sogar der Wechsel schon bekannt war, und daß es förmliche Bankgeschäfte gab. Von einem solchen, der Firna Egibi Söhne in Babylon, hat sich ein Teil des Geschäftsbuches vorgefunden, dem reiche Aufschlüsse zu entnehmen sind.

Eins mutet allerdings auch bei solchen Urkunden über Geldgeschäfte vielfach fremdartig an, daß nämlich als Sicherheit manchmal nicht Sachgüter, sondern Personen, wozüglich sogar Frau und Kinder, gesetzt werden: um also im Falle der Zahlungsunfähigkeit des Schuldners in den Besitz des Gläubigers überzugeben oder für sein Konto verkauft zu werden. Das führt denn darauf, daß die Sklaverei die Hauptgrundlage der babylonischen Kultur war, und auf diese Institution beziehen sich naturgemäß viele Urkunden. Ein Kontrakt z. B. aus dem Jahre 500 v. Chr. besagt folgendes: „Schun-iddina, Sohn des Schula, des Sohnes des Priesters von Sula, hat freudig verkauft Itti-Bel-gusu, seinen Sklaven, auf dessen linkes Handgelenk der Name von Meschlitu, seiner (Schun-iddinas) Gattin, geschrieben steht, für 1 2/3 Minen Silber (800 M.), den vollständigen Preis, in gemünzten Ein-Scheitel-Stücken, an Jbdina-Rabu, den Sohn des Rabu-episch-feri, des Sohns des Schmiebs. Wenn ein Anspruch auf diesen Sklaven erhoben werden sollte, so soll Jbdina-Rabu den Sklaven an Schun-iddina

zurückgeben. Schum-ibbina hat aus den Händen des Iddina-nabu das Geld erhalten, 1 2/3 Minen, in gemünzten Ein-Schelel-Stücken, den Preis des Irti-Belegu, seines Sklaven.“ Hier hatte sich der Verkäufer, wie dies in Babel oft geschah, das Recht vorbehalten, gegen Rückzahlung der Kaufsumme seinen früheren Sklaven jederzeit zurückzuerwerben zu können.

Schließlich sei noch der Vorklaut eines interessanten Rekurssentscheids aus dem alten Babylon mitgeteilt, bei dem es sich um die Klage einer Witwe gegen ihren Schwager handelt. Bunanitu, Tochter Harifas, hat den Richtern Raboned, des Königs von Babylon, folgendes vorgetragen: Binaddunatan, der Sohn Ribatas, hat mich zum Weib genommen. Er erhielt 3 Minen Silber (540 M.) als Mitgift, und ich gebar ihm eine Tochter. Ich und Binaddunatan, mein Mann, handelten mit dem Geld der Mitgift, und wir erwarben für 9 1/2 Minen Silber (1680 M.) nebst 2 1/2 Minen Silber (450 M.), welche wir von Iddinarduk, dem Sohn Vajas, des Sohns Narfins, liehen, und welche zu der angegebenen Summe geschlagen wurden, 8 Kanen Landes mit einem zerfallenen Hause darauf, vom Terrain eines großen Guts in Vorsippa. Den Akt darüber unterschrieben wir gemeinschaftlich im 4. Jahre des Königs Raboned von Babylon. Demnach war meine Mitgift in den Händen meines Mannes Binaddunatan. Ich bat um Rückgabe, und er in seiner Herzergüte verschrieb mir dafür unter seinem Siegel für künftige Zeiten die 8 Kanen Land und das Haus in Vorsippa, und fügte dem Dokument hinzu, wie folgt: „2 1/2 Minen Silber, welche Binaddunatan und Bunanitu unter gegenseitiger Einwilligung von Iddinarduk entliehen und als Kaufpreis für dieses Haus gegeben haben.“ Er unterschrieb das Schriftstück und schrieb den Kuch der großen Götter darauf. Im 5. Jahr des Königs Raboned von Babylon nahmen ich und Binaddunatan, mein Mann, den Binaddunamara, zum Schwiegersohn, setzten einen Akt darüber auf und bestimmten die Mitgift meiner Tochter Kubta auf 2 Minen 10 Schelel Silber und die Hauseinrichtung. Mein Mann starb darauf, und infolgedessen legte Nabitu, der Sohn meines Schwiegervaters, Beschlag auf das Haus und alles das, was er mir verschrieben und besiegelt hatte, und auf den Sklaven Nabunurilu, den wir durch Vermittlung von Nabuachiddin für Geld gekauft hatten. Ich bringe die Sache vor euch. Entscheidet darüber. Die Richter hörten ihre Angaben, untersuchten die Tafeln und Urkunden, welche Bunanitu vorlegte, und sprachen Nabitu jedes Recht ab, sowohl das Haus in Vorsippa, das Bunanitu als Erbschaft für ihre Mitgift verschrieben ist, als auf Nabunurilu, den sie mit ihrem Mann für Geld gekauft hat, als auf irgend etwas, was Binaddunatan gehört hat. Bunanitu und Binaddunamara sind auf Grund ihrer Urkunde in rechtl. Besitz. Iddinarduk erhält die 2 1/2 Minen Silber, welche in dem Kaufpreis des Hauses enthalten sind, und erklärt sich befriedigt. Für später vermachte Bunanitu ihre Mitgift von drei Minen und außer ihrem Eigentum auch Nabunurilu ihrer Tochter Kubta, gemäß Bestimmung des Vaters. Von Rechts wegen. Folgen die Namen von sechs Richtern und zwei Schreibern und die Datierung: „Babylon, 26. Elul, 9. Jahr des Königs Raboned von Babylon“. (546 v. Chr.)

Die paar Texte, die hier in Uebersetzung mitgeteilt werden, können natürlich nur als kleine Proben gelten aus dem großen Reichthum von kulturgeschichtlich hochbedeutenden Urkunden wirtschaftlichen und juristischen Inhalts, der schon heute aus den Ruinenfeldern Mesopotamiens ans Tageslicht gefördert ist; die Proben und ihre Geleitsworte aber werden genügen, um die Hoffnungen gerechtfertigt erscheinen zu lassen, daß wir gerade von diesem Zweig der Keilschriftforschung noch wichtige Aufschlüsse erwarten dürfen über die sociale Entwicklung Babyloniens und Assyriens und damit indirekt auch den Gang menschlicher Kulturentwicklung überhaupt. —

Dr. C.

Kleines Feuilleton.

— **Chinesische Kunstfertigkeit.** Der „Kölnischen Zeitung“ wird geschrieben: Die Eisenbeinschnitzereien der Chinesen haben im Abendlande einen verdienten Ruf. Wenige Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit sind so bemerkenswert wie die bekannten, hauptsächlich aus Kanton stammenden concentrischen Wälle aus Eisenbein, von denen bis zu zwölf oder fünfzehn ineinandersteden. Vielen Ausländern kam dies so unbegreiflich vor, daß sie glaubten, die Teile der Wälle müßten auf geheimnisvolle und schwer zu entdeckende Weise aneinandergesügt sein. Man hat daher wiederholt solche Wälle stundenlang in Oel gelocht, um das vermeintliche Rätsel zu lösen, aber vergebens. Es bleibt also dabei, daß ein solches Kunstwerk lediglich durch mühseligste Arbeit entsteht. Man scheint dabei auf zweierlei Weise zu verfahren. Die eine ist, daß der Künstler in einen vollkommen runden Eisenbeinball flache, runde Einschnitte macht. Dann setzt er an die inneren Ränder der Einschnitte einen Meißel an, dessen scharfe, halbkreisförmige Klinge senkrecht zum Stiele steht. Mit diesem Werkzeuge löst er ganz allmählich die äußerste Kruste ab. Bevor er weiter geht und es mit einer zweiten Kruste ebenso macht, wird der innere Ball sorgfältig geblätet. Bei der weiteren Arbeit werden Pföde zu Hilfe genommen, die man in die Einschnitte schiebt, woran gerade nicht gemeißelt wird, damit sich die einzelnen Schalen nicht verschieben. Bei der zweiten Methode bohrt man erst eine Anzahl kegelförmiger Löcher in den Ball, die sich im Mittelpunkte treffen, worauf man,

von innen anfangend, auf dieselbe Weise meißelt. Einen Ball von fünfzehn Schalen herzustellen, erfordert drei bis vier Monate; der Preis ist 50 bis 100 M., je nach der Feinheit der Arbeit. Von sonstigen aus Eisenbein geschnittenen Sachen sind zu erwähnen: Modelle von Bagoden, von Schiffen mit Rudern und von ganzen Häusern, auf deren Ballonen oft Frauen stehen; sodann Pechschafe, Holzbeine, Schachfiguren, Kämme, Behälter für Visitenkarten usw. Sogar den Abfall weiß man zu benutzen, indem man daraus zierliche Körbchen slicht. Nirgends in der Welt giebt es eine so prächtige Auswahl von Eisenbeinschnitzereien wie in den betreffenden großen Läden im Kanton. Außer Eisenbein benutzen die Chinesen noch manche andre Stoffe zum Schnitzen; diese Arbeit ist eben wie geschaffen für ihre unermüdlche Ausdauer. Holzschneidereien findet man in mehreren Orten, die besten aber in Ningpo, das nicht weit südlich von Shanghai liegt. Aus Bambus, Sandelholz und dem chinesischen Ebenholz werden dort die verschiedensten Dinge hergestellt, von zierlichen kleinen Rippstühlen bis zu den kostbarsten, reich verzierten Bücherständern und andern großen Möbeln. Theebretter, Kasten und dergl. aus geschwärztem und geblättem Lhon, so daß man ihn für Ebenholz hält, hübsch mit Perlmutter ausgelegt, kommen aus Hangtshien, das am großen Kaiserkanal unweit von der Stelle liegt, wo dieser bei Tsingkiang den Hangtschikang überschreitet. Hübsche Silbersachen liefern Kiuksiang am mittleren Hangtschikang und Tainanfu, die Hauptstadt von Formosa. Diese Insel ist zwar jetzt japanisch, darf aber bei unsrer Aufzählung gleichwohl mitgerechnet werden. An der Küste von Formosa steht im Sommer während des Südwestmonsuns meistens eine starke Brandung, die den gewöhnlichen chinesischen Vooten, Sampans genannt, leicht gefährlich wird. Deshalb hat man dort eigenartige Fahrzeuge, um den Verkehr zwischen den Dampfern und dem Lande zu vermitteln. Diese sind nichts andres als kleine Flöße aus starken, leicht gekrümmten Bambusstäben. Auf dem Floß steht, an den Mast angebunden, ein Trog mit einem Brett, auf das sich der besuchte Europäer setzen kann, während das Wasser die nackten Füße des Segelnden oder rudernden Chinesen umspült. Etwas primitiv, wird der Leser vielleicht denken. Das mag sein, aber ein Catamaran, wie ein solches Fahrzeug heißt, kann sicher durch eine ziemlich starke Brandung fahren. Allerliebste, aufs feinste in Silber gearbeitete Modelle von Catamarans bekommt man in Tainanfu. In dem Formosa gegenüberliegenden Vertragshafen Amoy macht man aus dem bekannten Reispapier künstliche Blumen von erstaunlicher Naturtreue. Das Reispapier sollte Martpapier heißen, weil es aus dem Marke der in Formosa wie in der Provinz Fünman auf sumpfigem Boden wachsenden Acalia Papyrifera hergestellt wird. Allgemein bekannt sind die kleinen Gewände aus Reispapier, die meistens aus Hongkong und Kanton kommen. Ihre leuchtenden Farben fallen jedem, der sie sieht, gleich in die Augen, ohne je zu grell zu wirken. Der Grund hierfür ist der, daß sich die weiche, samtartige Oberfläche des Reispapiers besonders gut zur Aufnahme heller Farbtöne eignet. Der Nachbarhafen von Amoy, Swatau, ist berühmt wegen seiner ausgezeichneten Zinwaren. Die dort gemachten Dosen für Thee und Tabak erfüllen ihren Zweck, die im Frühling ungemein feuchte Luft Südchinas abzuhalten, in musterhafter Weise. Man kann eine solche Dose, wenn sie noch nicht allzu lange gebraucht ist, am Deckel hängen lassen, so genau paßt dieser ohne irgend eine besondere Schlußvorrichtung auf den unteren Teil. Wenn von Ladarbeiten die Rede ist, so denken die meisten Menschen dabei an japanische Ware. Dort wird davon jetzt allerdings weit mehr hergestellt als in China, obgleich die Japaner diese Kunst von den Chinesen gelernt haben. Sie übertrafen dann schließlich ihre Lehrer, so daß diese wieder von ihnen lernen konnten. In einigen Orten ist dies auch geschehen, z. B. in Ningpo, vor allem aber in Futschan, dessen Ladarbeiten von Kennern den besten japanischen gleichgestellt werden. —

Theater.

— **Secessionsbühne, „Peter Squenz“ und „Die geliebte Dornrose“** von Andreas Gryphius. Es handelt sich um Wiederbelebungsversuche an dem schon zweieinhalb Jahrhunderte toten Andreas Gryphius. Der Mann gilt bei den Germanisten als der deutsche Dramatiker seines Jahrhunderts. Das sagt freilich noch nicht viel, denn einmal ist sein Jahrhundert das Jahrhundert, in dem der dreißigjährige Krieg Deutschland arm gemacht in jeder Hinsicht; und dann sagt es wirklich noch nicht viel, wenn Germanisten so etwas sagen. Seine Tragödien werden jedenfalls für alle Zeiten ungenießbar sein und bleiben. Unter seinen Schimpf- und Scherzspielen sind die besten immerhin noch lesenswert; ob auch Darstellenswert, ist eine andre Frage. Peter Squenz und die geliebte Dornrose sind diese besten seiner Schimpf- und Scherzspiele.

In Peter Squenz handelt es sich um die aus Shakespeares Sommernachtsstraum bekannte Tragikomödie von Pyramus und Thisbe. Der hochgelehrte Gryphius kannte den Sommernachtsstraum und hat ihn sowie die „Bearbeitung desselben Stoffs durch einen zeitgenössischen holländischen Dramatiker für seinen Peter Squenz nach Kräften ausgeschlachtet. Sein Cignes ist nicht das beste an diesem Stück.

Die „spielenden Personen“ spielten gut. Namentlich Vertbold Rose als Peter Squenz, Georg Höflich als Meister Dollinger und Richard Leopold als Thisbe. Daß sehr viele der mehr als handfesten Witze der Censur zum Opfer fielen, entspricht dem Geist

der Zeit, der der Geist der lex Heinze ist. Die „zusehenden Personen“ aber spielen schlecht, weil sie karikierten. Sie gingen offenbar von der Meinung aus, die „zusehenden Personen“ seien auch komische Personen, was sie nicht sind. Wertwürdig, daß die Regie hier nicht eingriff. Leopold Jweid spielte zum Beispiel den König Theodoros nicht, wie Gryphius ihn sich gedacht, sondern als Simplificissimus-König. Die andren zusehenden hohen Personen thaten desgleichen.

„Die geliebte Dornrose“ fiel gegen Peter Squenz ab. Vielleicht weil Shakespeare hier dem Gryphius nicht Gevatter gestanden. Das Scherzspiel handelt von der Liebe zweier schlechter Dörfler — Gryphius ist Schlesier — die zunächst nicht zusammen kommen wegen der Feindschaft ihrer Verwandten. Schließlich hilft ihnen der Dorfrichter als deus ex machina, wie so oft in den damaligen Scherzspielen, doch noch zum Ziel.

Gespielt wurde das Stück in demselben grotesk-komischen Ton wie „Peter Squenz“. Das hätte nicht geschehen dürfen, weil die geliebte Dornrose keine Grotteske ist, sondern eine Idylle mit einigen komischen Einlagen. Hervorgehoben zu werden verdient Paula Ullmann als Lise Dornrose. Sie war wirklich „das artig verliebte junge Frauenzimmer“ jener altmodischen Zeit.

Das nicht allzu zahlreich erschienene Publikum spendete nicht gerade starken Beifall.

Die Wiederbelebungsversuche an dem toten Gryphius konnten auch nicht gelingen. Tot bleibt tot. Laßt die Toten ihre Toten begraben! Solche Galvanisierungsversuche lohnen nicht die Zeit und Mühe, die auf sie verwendet werden und auch von der Secessionsbibliothek verwendet worden sind. — a. m.

Neue Freie Volkshöhne: „Uriel Acosta“ von Guklow. — Das Stück mutet uns vielfach verschollen an, bringt es aber doch in seinen besten Momenten zu prächtiger Wirkung. Wenn auch die Wirkungen mehr rhetorischer als poetischer Art sind, es sind doch edle Wirkungen, die man dankbar genießt. Das Programmheft hat recht, wenn es behauptet, daß in der Dichtung der Schillerische Idealismus fortlebt. Freilich: der Schillerische Idealismus, wie ihn Guklow begriff; der Schillerische Idealismus ohne den großen Zug des „Wallenstein“-Dichters. Idealismus aus zweiter Hand. Trotz alledem aber doch — Idealismus, und das genügt. In dieser Zeit des Schachers ist jeder Hauch eines freien Geistes mit Freuden zu begrüßen. In den Tagen der Ueberzeugunglosigkeit ist es erhebend, wieder einmal einen Helben zu sehen, der — wie Uriel — für seine Ueberzeugung kämpft, leidet und stirbt. Das Publikum stand wahrscheinlich unter demselben Eindruck. Wenigstens nahm es die Dichtung beifällig auf.

Die Darstellung war nicht genügend. Wir haben bei der letzten Vorstellung der Bühne zu dem Abkommen mit Reicher gratuliert — hoffentlich beweisen die nächsten Aufführungen, daß wir damit nicht voreilig gehandelt haben. Reicher hatte als Uriel einfach nicht gelernt. Ich habe selten einen Schauspieler mit solcher Verwegenheit „schwimmen“ sehen. Abgesehen von den Kraftstellen beherrschte er kaum irgend eine Scene der Rolle. Ein Urteil über die künstlerische Art der Leistung ist damit natürlich ausgeschlossen. Wenn Reicher in Schillerensemble der feste Punkt sein soll, dann muß er sich auch der Nähe des Vernens unterziehen. Sonst geht es nicht. Gut war Erich Walter als Ven Aliba. — E. S.

—oo— Die Tegernseer. Brave Leute sind jetzt ins Belle-Alliance-Theater eingezogen. Lud brave Stücke spielen sie auch. Das geht alles so flott und frisch in der Sonnabend-zuerst aufgeführten „Schönen Millibäuerin vom Tegernsee“, daß auch der griesgränigste Kritiker wieder Mensch werden muß. Wenn es in ihrem rauhen Norden an wünschenswerter Bildung mangelt, dem sei gesagt, daß Millibäuerin Milchbäuerin heißt und daß die Tegernseer ehrliche Leute sind und Geschwad genug haben, um mit dem Prädikat „schön“ nicht leichtlin umherzuverfehen. Der schöne sechsundzwanzigjährige Witwe steht in Gestalt der Afra ein grülicher Hausdrachen gegenüber und inmitten dieser beiden grundverschiedenen Weibsbilder steht der Veri. Da Veri nicht allein ein frisches Blut ist, sondern auch durchreisenden Künstlern so viel abgequodt hat, daß er selber gern schöne Bilder malt, so könnte ihm die Wahl nicht viel Sorge machen, wenn ihm nicht der fatale Umstand im Wege wäre, daß er der bösen Afra als Ehemann zu eigen gehörte. Aber da nimmt sich, ungefähr wie bei Angengrubber, der Zeitgeist der Liebenden an, zunächst in Gestalt eines Gendarmen und dann als Staudesamt. Der Gendarm bringt den Veri unschuldig ins Gefängnis und die Afra läßt sich darauf von ihm scheiden. Veri kommt zurück, besiegt noch einen hinterlistigen Nebenbühler, und das nunmehr vereinte Paar beschließt, auch ohne den geistlichen Segen, der dem Geschiedenen verweigert wird, glücklich zu werden.

So steht, mit Ritherspiel und Tanz verköhnt, ein Stück der Tegernseer aus. Die bayrischen Gäste spielen mit erquidender Naturfrische. Die Magerhofer Fanni war eine liebliche Millibäuerin, die Grassi Hansi brachte uns die böse Afra durch ein bißchen berbe Komik menschlich näher und Herr Wenna Biggl war, obgleich ein unglücklich Liebender, nichts weniger als sentimental. Auch keine Rollen waren in guten Händen.

Musik.

Freie Volkshöhne. Die Bestrebungen dieses Vereins, seinen Mitgliedern auch musikalische Eindrücke zu vermitteln, werden

immer beachtenswerter, und sein Herbstfest vom neulichen Sonnabend (im Friedrichshainer Saal) war jedenfalls einer der interessantesten Versuche vollständiger Musikpflege. Solche Versuche sind um so schwieriger, als ja die öffentliche Musikpflege überhaupt noch immer eine weit problematischere Sache ist als die öffentliche Pflege der übrigen Künste. Wir haben schon mehrfach betont, daß hier wesentlich anders vorgegangen werden sollte als bisher, daß insbesondere die Einheit der Programme, die unser gesellschaftliches und geschäftliches Konzertleben durchzieht, nicht in die Populärpflege der Musik herübergenommen werden brauchte. Ist davon noch nicht abzugehen, so wäre den Veranstalter solcher Abende doch mancher vorläufige Rat zu geben. Vor allem der, die vorgeführten Stücke durch eine gedruckte Erläuterung verständlicher zu machen. Sodann der, das allgemein übliche Hineinziehen dramatischer Musik in rein musikalische Vorträge wenigstens nicht bis zu „Fantasien“ aus Opren auszudehnen. Endlich der, den einzelnen Mitwirkenden möglichst Leistungen aus ihrer eigenen Sphäre zuzuteilen. Die Verletzung dieser Vorsicht hat uns diesmal freilich den interessantesten Teil des Abends gebracht. Drei der vorzüglichsten Mitglieder vom Operntheater des Bestens waren zu Viedervorträgen gewonnen worden. Das konnte nun nicht eben eine spezifische Vertretung der eigentlich lyrischen Musik bedeuten. Abgesehen davon gab das Dargebotene — meist Vieder schlichterer und älterer Art — immerhin gute Gelegenheit, das gesungliche Können jener Künstler rein als solches kennen zu lernen. Dem gesangstechnisch interessierten Hörer treten dabei allerdings etwaige Mängel, die auf der Bühne weniger merklich sind, stärker entgegen, und er möchte diesmal den beiden Sängerinnen speziell eine bessere Atemführung wünschen. Indessen stand es durchaus dafür, darüber hinwegzuhören. Fräulein Johanna Brackenhauer sang Lieder von Brahms, Massenet und Unklaut; mehr noch als in diesen kam ihre hervorragende schöne Altstimme in dem Spinnlied aus der „Weißen Dame“ zur Geltung. Frau Anna Waschow (Sopran) und Herr Gustav Waschow (Bariton) sangen zunächst einzelne Lieder und vereinigten sich dann zu Duetten. Gesangsfreunden konnte dabei ein Vergleich zwischen der ruhigen, ganz gleichmäßigen Tonbildung des Sängers und der vibrierenden, vielleicht allzu unruhigen Tonbildung der Sängerin von Wert sein. — Der instrumentale Teil des Abends war in Händen des „Berliner Sinfonie-Orchesters“. Dem neulichen Bericht über diese Vereinigung, der jedenfalls ein Heranwachsen zu höheren Aufgaben zu wünschen wäre, möchten wir hinzufügen, daß das Orchester tüchtige Kräfte enthält und ersichtlich mit Hingebung bei der Sache ist. Wie weit von seinem Dirigenten ein lebhafteres Gestalten und eine bessere Ausgleichung des Zusammenwirkens der Spieler zu wünschen wäre, dies bleibe einer günstigeren Gelegenheit aufgespart.

Wie ich höre, hat der Verein bei seinen Bemühungen, künstlerische Kräfte zu gewinnen, solche Einblicke in das auch für diese geklende Unternehmertum bekommen, daß ein kritisches Verwerten dieser Erfahrungen recht sehr zu empfehlen wäre. — sz.

Humoristisches.

- Untröstlich. Pfarrer: „Nun, liebe Frau, einmal muß es sein, lassen Sie uns heimwärts geh'n.“
- Suberbäuerin: „O mei, 's is halt a gar so a quat's dum'm's Luder g'west!“
- Natürliche Folge. „Wieso gehen Sie denn immer gratis ins Stadttheater?“
- „Ich bin dort beim Direktor Persona gratissima.“
- Kaltvoll. Junge Frau: „Nun, Männer, läßt sich der Hahn öffnen?“
- Er: „Dis jetzt hat er noch nichts gesagt!“ — („Luftige Blätter.“)

Notizen.

- Ein neues dreialtiges Drama von Jonas Lie wird nächstens gleichzeitig in Kopenhagen und bei Langen in München erscheinen.
- Johannes Schlags Drama „Meister Delze“ wird im Berliner Theater im Dezember aufgeführt werden.
- Das Dresdener Hoftheater wird am diesjährigen Geburtstage Heinrich v. Kleists, dem 18. Oktober, ein fünfaktiges Drama „Heinrich von Kleist“ von Wilhelm v. Polenz zur Aufführung bringen.
- Die Operettenjägerin Sophie König hat ein Theaterstück „Der Dorfwirt“ geschrieben, das im Stadttheater zu Frankfurt a. M. zum erstenmal in Scene gehen wird.
- Die vier Abonnements-Konzerte des „Streich-Orchesters Berliner Tonkünstlerinnen“ werden im Beethoven-Saal am 14. November, 12. Dezember, 13. Februar und 13. März stattfinden.
- Aus dem Nachlaß Millöckers beabsichtigen die Wiener Librettisten Julius Bauer und Hugo Wittmann eine neue Operette zusammenzustellen; nach vorrätigen Motiven soll ein Textbuch geschrieben und den Versen die bereits vorhandene Musik unterlegt werden.